

Citation style

Middell, Matthias: review of: Marisa Linton, *Choosing Terror. Virtue, Friendship, and Authenticity in the French Revolution*, Oxford: Oxford University Press, 2013, in: *Francia-Recensio*, 2014-3, Frühe Neuzeit - Revolution - Empire (1500-1815), downloaded from Website



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Marisa Linton, Choosing Terror. Virtue, Friendship, and Authenticity in the French Revolution, Oxford (Oxford University Press) 2013, X–323 p., ISBN 978-0-19-957630-2, GBP 65,00.

rezensiert von/compte rendu rédigé par
Matthias Middell, Leipzig

Aus einer Reihe von Gründen hat die Französische Revolution immer wieder zur Untersuchung und Neuerzählung angeregt. Ihre Teilnehmer haben den Revolutionsbegriff in seiner modernen Bedeutung einer Institutionen- und Gesellschaftsumwälzung im Vokabular der Nachgeborenen verankert. Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte hat (mit ihren transatlantischen Bezügen ins nordamerikanische Virginia) immer wieder zur Neudefinition der Rechte des Individuums gegenüber Staat und Gesellschaft geführt¹, auch wenn zuletzt bemerkt wurde, dass die Zahl der Unabhängigkeitserklärungen nach 1789 bei Weitem die Zahl der Menschenrechtserklärungen überstiegen habe und diese damit zum eigentlichen Modell normativer Voraussetzungen für den Konstitutionalismus geworden seien². Das dritte große Thema, dass der Ereigniskette seit dem Bastillesturm wiederkehrendes Interesse sichert, ist das Verhältnis von Gewalt und Gesellschaftsveränderung, verkürzt gefasst: die selbst von den Revolutionären »terreur« genannte Anwendung von Gewalt und Einschüchterung als Mittel der Politik. Die Literatur zum Thema füllt Bibliotheken und ihr Ertrag ist vor allem eine gehörige Differenzierung zwischen ganz verschiedenen Formen der *terreur* – ausgeübt von mehr oder minder spontan protestierenden Massen auf den Straßen und beim Sturm von Gefängnissen, oder aber von regulären Truppen und Freiwilligen im Bürgerkriegsgebiet, oder aber als Teil des Regierungshandelns besonders während der Herrschaftszeit des Wohlfahrtsausschusses, daneben aber auch in Form von Druck auf Abweichler, der sich die Androhung von physischer Gewalt zu Nutze machte, um Einstimmigkeit in den verschiedensten Versammlungen der Revolutionszeit zu erzwingen.

Unstreitig ist auch, dass die Gegenseite ebenfalls Gewalt als Mittel der Politik nicht verachtete – vom Ruf Ludwig XVI. nach Entsatz durch die Armee, nachdem sein Insistieren auf der alten Machtverteilung am 23. Juli 1789 keine Resonanz gefunden hatte, über die finitenreiche Mobilisierung europäischer Verwandter für einen Krieg, der auf der anderen Seite auch die Zustimmung der Girondisten fand. Und natürlich zögerten weder die Royalisten in der Vendée noch die Gegenrevolutionäre im Süden, die 1793 vor allem aus konfessionellen Unterschieden politische Oppositionen zu schmieden wussten, ihre Gegner einzuschüchtern oder auch gewaltsam aus dem

¹ Lynn Hunt, *Inventing Human Rights. A History*, London 2007; Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), *Human Rights in the Twentieth Century*, Cambridge 2011.

² David Armitage, *The Declaration of Independence. A Global History*, Cambridge, MA 2007.

Weg zu räumen.

Kurz: Die Revolution war eine gewaltsame Angelegenheit, und wie wir inzwischen wissen, hatte sie dies mit manchem Umsturz seitdem gemeinsam. Hieraus folgt nun allerdings die Frage, ob diese Gewaltsamkeit der Revolution notwendigerweise eigen und der zu entrichtende Blutzoll nicht zu hoch sei, zu hoch jedenfalls aus der Sicht der Spätergeborenen, die sich an das fortgeschrittene Gewaltmonopol des Staates und die daraus resultierende Sicherheit für Leib und Leben außerhalb von Kriegszeiten gewöhnt haben.

Die Idee ist schon etwas angejährt, aber noch immer vielen plausibel, dass revolutionäres Sendungsbewusstsein eine Spirale der »manichäischen Verfluchung« (so seinerzeit François Furet in seinem wohl wirkmächtigsten Buch »Penser la Révolution«) der Gegner in Gang setzt, die unweigerlich in eine Selbstermächtigung zur Gewaltausübung mündet. Charakteristischerweise gebäre diese Konfiguration ganz gegen die Erwartung der Revolutionäre, die das Treiben der Konterrevolutionäre zu unterbinden meinen, immer neue Gegner und richte sich am Ende selbst gegen jene, die zuvor zu den entschiedensten Anhängern der Revolution gehörten. »Die Revolution frisst, wie einst Saturn, ihre Kinder« – so dass einprägsame Diktum Vergniauds aus der Konventssitzung vom 13. März 1793, das seither immer wieder hervorgekramt wird, wenn eine Revolution eine unerwartete Wendung nimmt und an den Konflikten einstmals Verbündeter zu scheitern droht.

Dies alles ist schon oft erzählt worden. Marisa Linton hat nun erneut ein Buch vorgelegt, das sich diesem zweifellos zentralen Problem mit einer neuen Perspektive zuwendet. Der Titel deutet bereits an, worum es ihr geht. Sie möchte klären, was die Jakobiner motivierte, diesen Mechanismus der *terreur* in Gang zu setzen.

Dafür muss sie zunächst einige Sedimentschichten bisheriger Forschung beiseite räumen. Das Verhältnis von Revolution und Gegenrevolution ist schnell erledigt, denn hier lauere allein die »thèse de circonstances«, nach der die *terreur* vorrangig durch den Widerstand von Royalisten und Alliierten bedingt oder jedenfalls durch die Furcht vor der Kriegsniederlage motiviert worden sei. Und die gehöre ins Arsenal einer marxistischen Geschichtswissenschaft, die inzwischen an Einfluss verloren habe. Ansonsten könne man sich bei Jean-Clément Martins näher über die Vendée und den dortigen Gewaltausbruch informieren, weshalb diese Dimension hier nicht weiter zu verfolgen sei. Das Verhältnis von Jakobinern und Sansculotten sowie die enorme Dynamik im Ringen um die Hegemonie im linken Lager, in den Volksgesellschaften und späterhin im Konvent wird mit einem Hinweis auf Haim Burstins Studie zu den Faubourgs und zur Pariser politischen Kultur erledigt – auch dies interessiert im Folgenden höchstens am Rande als Begleiterscheinung der Entscheidungen führender Mitglieder des Pariser Jakobinerklubs. Dass die Jakobiner ein über ganz Frankreich verstreutes Netzwerk bildeten und jede dieser lokalen und regionalen Machtgleichungen anders zu berechnen ist,

erkennt die Verfasserin mit einem Hinweis auf die außerordentlich produktive angelsächsische Forschung zu den Jakobinern in der Provinz an, Konsequenzen für die Anlage ihres Buches hat aber auch dieser Forschungsstand kaum. Zudem vermisst man die Arbeiten von Michel Vovelle komplett in der Bibliographie dieses Bandes. Vovelle ist es immerhin gelungen, die Vielfalt der Regionalstudien zu einer Geopolitik der Revolution zusammenzubinden³ und dies hätte erlaubt, die Thesen, um die es Marisa Linton geht, wenigstens an einigen Fallstudien jenseits von Paris zu überprüfen.

So bleibt ein recht rudimentäres Jakobinertum, das eigentlich nur aus ein paar Protagonisten um Robespierre und Saint-Just besteht. Dies begründet die Verfasserin mit einer Definition von Politik als Dreieck aus Ideologie, politischen Praktiken und persönlichen Präferenzen. Da eine genauere Analyse dieses Dreieck tiefe Einblicke in die persönlichen Motivationen und Selbstnarrationen voraussetzt, muss das zu beobachtende Feld entsprechend eingegrenzt werden, um die Materialmassen überhaupt im Griff zu behalten.

Die Verfasserin, die vor einigen Jahren eine Dissertation über die Rolle von Tugend in den Diskursen des 18. Jahrhunderts vorgelegt hat⁴, baut auf dem dort erprobten Verfahren auf und liest die Texte prominenter Jakobiner auf die drei Stichworte, die sie im Untertitel ihrer neuen Monografie hervorhebt. Indem Marisa Linton nicht nur die Rhetorik der Tugendhaftigkeit analysiert, sondern zugleich das Bemühen um Authentizität gegenüber einer Sinnentleerung der politischen Sprache zum Thema macht, gelingt ihr der Blick auf die Herstellung (einer immerhin glaubwürdig beanspruchten) Einheit von Wort und Tat. Sie sieht hierin das *missing link* zwischen Tugendanspruch und Gewaltbereitschaft, die letztlich auch in die Bereitschaft mündet selbst für die Sache der Revolution zu sterben. Was die Verfasserin dabei besonders interessiert, ist die »individuelle Erfahrung der Revolution«, für die sie führende Pariser Jakobiner als Analysematerial ausgewählt hat. Sie stützt sich dabei auf einige neuere Ansätze der Emotions- und Identitätsforschung, um der Komplexität der Persönlichkeiten gerecht zu werden, denn »in short, they were people, as complex as all people are, as we are ourselves; pulled in different directions by myriad conflicting ideas, motives, circumstances, and intense emotions« (S. 21). Wer wollte einer solchen Feststellung ernsthaft widersprechen?

Gleichzeitig drängt sich die Frage auf, ob man auf diese Weise mehr als einen Aspekt der Gewalt-Problematik, die das Buch anzugehen verspricht, in den Griff bekommen kann. Tatsächlich geht es der Autorin schließlich um die Verwandlung »normaler Menschen« in Revolutionäre, die bereit sind, die Normen nichtrevolutionärer Gesellschaften auch bezüglich der Anwendung physischer oder psychischer Gewalt hinter sich zu lassen. Dieser Frage geht sie in einer chronologisch angelegten Nacherzählung des Revolutionsbogens von der Entstehung des Jakobinerklubs bis zum Thermidor nach. Mit Akribie werden Reden und Selbstreflexionen der Robespieristen zusammengetragen und mit dem Lauf der Dinge abgeglichen. Linton wendet sich gegen jegliche »strukturalistische« Erklärung,

³ Michel Vovelle, *La découverte de la politique. Géopolitique de la Révolution française*, Paris 1993.

⁴ Marisa Linton, *The Politics of Virtue in Enlightenment France*, Houndmills 2001.

in der die *terreur* entweder als eine Frucht der Umstände oder als eine simple Entfaltung ideologischer Prämissen erscheint. Vielmehr unterstreicht sie, dass es eine Entscheidung der Akteure unter bestimmten Voraussetzungen war und kommt im Zuge des Berichtes über die vielen Konflikte, die sich im Inneren des revolutionären Lagers abgespielt hatten, zu dem Schluss, dass die Entscheidung der Jakobiner »to choose terror« nicht in einem einzigen Moment gefallen sei sondern in einem graduellen Prozess zustande kam. (S. 189) Dies im Detail zu zeigen, ist ein großes Verdienst dieses Buches.

Allerdings lässt sich Ähnliches gewiss auch für andere Akteure der Revolution neben den Jakobinern festhalten. Doch die Verfasserin konzentriert sich auf eine Definition von *terreur*, die allein die Bergpartei in den Mittelpunkt rückt. Damit leistet ihr Werk mehr für die Analyse einer bestimmten, auf die Hauptstadt konzentrierten Fraktion des Jakobinismus, weniger jedoch für die Frage danach, wie die Entscheidungen konkurrierender Akteure für den Einsatz von Gewalt schließlich das gesamte Drama der Revolution ergaben.